



Lieber Urs,
liebe Familie Baumann,
sehr geehrte Kolleginnen und Kollegen, liebe Studierende,
meine sehr verehrten Damen und Herren,

es ist immer etwas Besonderes, wenn eine Institution der Universität zu einer Veranstaltung einlädt, um ein Jubiläum oder eine Jubilar*in zu feiern. Das bietet zum einen die Gelegenheit, Rückschau zu halten, sich der eigenen Wurzeln, der eigenen Geschichte zu vergewissern. Aber es ermöglicht auch, aus der Geschichte heraus auf die Gegenwart und die Zukunft zu blicken. Der heutige Anlass ist der 80. Geburtstag, den Du, lieber Urs im letzten Jahr am 26. November feiern durftest. Aufgrund der Corona-Pandemie hatten wir uns entschlossen, den im Dezember geplanten akademischen Akt zu verschieben. Und ein Blick hinaus auf das strahlende Sommerwetter zeigt: Corona sei Dank, es war eine gute Entscheidung!

Du, lieber Urs, bist seit den Jahren, in denen Du als Professor für Ökumenische Theologie an unserer Universität gelehrt hast, dem Institut für Ökumenische und Interreligiöse Forschung tief verbunden. Dein Wirken fällt in den Zeitraum, den viele Ältere unter uns gerne als die große Zeit der Theologie in Tübingen beschreiben. Das hängt nicht nur mit den damals deutlich höheren Studierendenzahlen zusammen, sondern auch mit einer besonderen Wahrnehmung und Breitenwirkung zentraler Fragestellungen, die die Theologie damals wie heute bewegen.

In einem Artikel habe ich folgenden Satz von Dir, Urs, gelesen: „Die Gläubigen laufen deswegen davon, weil ihnen Religion, wie sie die Kirchen präsentieren, nicht mehr plausibel erscheint. Sie fühlen sich nicht angesprochen und können mit manchen Glaubenssätzen nichts mehr anfangen. Die christlichen Kirchen stehen daher vor der schwierigen Aufgabe, neu einsichtig zu machen, was Christsein eigentlich bedeutet.“ Diese Dich immer wieder herausfordernde Grundeinsicht – Eine Religion, die es nicht schafft, im Horizont der Lebenserfahrung heutiger Menschen relevant zu sein und ihre Sprache zu sprechen, hat keine Zukunft – ist für uns Theologinnen und Theologen in den letzten beiden Jahrzehnten noch einmal virulenter geworden. Die Rede von Gott und Glaube war eigentlich immer ein Ringen, weil diese Rede von Gott, weil Glaube vor der Realität der eigenen Lebenswelt zu verantworten und zugleich vor allzu geläufigen Verharmlosungen, aber auch vor Instrumentalisierungen zu schützen war. Dabei ist dieses Ringen notwendig von einer letzten Ungesicherheit begleitet, nämlich der Frage, wie überhaupt von dem je größeren Gott angemessen zu sprechen wäre. Das Ringen ist daher auch verbunden, mit der notwendigen Offenheit, alle, auch und gerade die allzu fest zementierten Begriffe des theologischen Denkens und der kirchlichen Doktrin immer wieder aufbrechen, ja zerbrechen zu lassen. Dazu sind die Bereitschaft zur Selbstkritik und eine grundlegende intellektuelle Redlichkeit erforderlich. Argumentieren, Fragen und philosophisches Debattieren, Zweifeln – all das hat einen festen Platz in dem, was wir unter ‚Glaube‘ zu verstehen haben. Es ist eine Herausforderung zur Entmächtigung, Relativierung im besten

Sinne des Wortes und zur bleibenden Verpflichtung zur Selbstaufklärung. Diesen Herausforderungen muss sich jede Gottesrede stellen oder sie verdient diesen Namen nicht!

Vier konkrete Dinge – ich möchte sie als theologische Grundtugenden bezeichnen – gehören notwendig dazu.

1. Theologie ist kritische Begleiterin von Kirche mit einem sensiblen Blick für ihre gesellschaftliche Verantwortung und ihre Modernefähigkeit.

Während manche Kreise unserer Katholischen Kirche gerne und lautstark darüber klagen, dass die ‚Menschen von heute‘ für Transzendenz und den Glauben ‚taub‘ geworden seien, sollte man eher die Frage stellen, ob und wie Kirche überhaupt noch die Sprache der Menschen von heute spricht: „Inzwischen befinden sich alle grundlegenden und zentralen Begriffe des christlichen Glaubens außerhalb des regulären Verständigungsrahmens unserer Zeit... Das Verfallsdatum solcher Glaubensbegriffe ist längst überschritten“, so Ludger Verstⁱ. Dieser flächendeckende Sprachverlust wird kirchlich bestenfalls ignoriert, in der Regel aber – so ein Bonmot Johann Baptist Metz‘ – durch verblüffungsresistentes und damit erschütterungsfreies Katechismuswissen mühselig verbrämt.ⁱⁱ Nicht erst Erik Flügge zieht in seinem Buch ‚Der Jargon der Betroffenheit‘ daher das Resümee, dass Kirche an ihrer Sprache verreckt; dass also die eingehegte, amtliche Gottesrede, letztlich ins Leere läuft, weil sie keine Resonanz mehr erzeugt. Ein Teil der immer wieder beklagten Gotteskrise ist daher auch „die Krise des Kirchengottes, des fixierten, katechetisch abgepackten, obrigkeitlich überwachten, zensurierten, verwalteten Gottes“ (Paul Konrad Kurz). Das kritisch offenzulegen und ist die erste Grundtugend der Theologie. Dazu gehört unmittelbar die zweite:

2. Theologie hat ihre ‚Ohren im Wind‘

Theologie hat ein Sensorium dafür zu entwickeln, was heute Gesellschaften herausfordert, was Menschen heute bewegt, wie heute gesellschaftliches Zusammenleben gelingen kann. Das II. Vatikanische Konzil hat hier etwas lyrisch von den ‚Zeichen der Zeit‘ gesprochen, die es ‚im Licht des Evangeliums‘ zu deuten gilt. Ich möchte es mit Johann Baptist Metz etwas anders formulieren: Gerade weil „Gott ... ein universales Thema, ein Menschheitsthema“ ist, ist mit dem „Blitz Gottes in allen Erfahrungs- und Sprachlandschaften der Menschen zu rechnen“ⁱⁱⁱ. „Es geht ... um das Menschenrecht der Gottesbegabung des Menschen, auch des sogenannten modernen Menschen...“. Damit rechnen zu wollen und sich auf die Suche danach zu machen, kennzeichnet die zweite der theologischen Grundtugenden heute.

3. Theologie arbeitet interdisziplinär, interreligiös, interkulturell und setzt sich dem läuternden Feuer der Universitas des Wissens aus.

Christliche Theologie baut indes nicht nur auf die Wechselwirkung des Evangeliums mit den Fragen unserer Zeit; sie sucht ihre Identität und ihr Profil bewusst ‚draußen‘, beim ‚Anderen ihrer selbst‘, im Diskurs mit den anderen Wissenschaften, im Dialog mit den anderen Religionen, im Gespräch zwischen den Religiösen und den Religiös-Unmusikalischen in unserer Gesellschaft. Dabei ist in einer globalisierten Welt, in der Heimat zum Plural geworden ist und Kulturen in einer auf den ersten Blick unaufhebbaren Fremdheit aufeinandertreffen, die Fähigkeit zu Inklusion statt Exklusion bekanntlich eine der entscheidenden, wenn nicht *die* entscheidende Herausforderung – Das gilt nicht nur für die Glaubensgemeinschaften. Mit dem anderen in einen wirklichen Dialog zu treten bedeutet, dem Anderssein ein Eigen-Recht zuzubilligen, nicht einfach im Sinn eines falsch verstandenen, weil fast ins beliebige tendierenden Toleranzgedankens, sondern als Anfrage und Herausforderung der eigenen, eben offenen Identität. Und das geschieht – so unsere Grundüberzeugung – im intellektuellen Austausch und im Feuer des kritischen Diskurses mit anderen, anderen Arten des Wissens, anderen Weisen der Argumentation und eben auch anderen Überzeugungen, denen gerade an der

Universität das je Eigene zur Prüfung ausgesetzt wird. Das zu tun, ist die dritte Grundtugend der Theologie.

4. Theologie braucht Streitkultur und Freiheit

Die Geschichte der Theologie war und ist eine „Geschichte des Streites“, weil Theologie nie ein statisches, vom geschichtlichen Wandel unberührtes Gebilde, sondern immer im Fluss ist. Beides ist zu pflegen. Eine Theologie, die ‚im Fluss‘ ist, wagt etwas und sie kann, wird und darf dabei auch Fehler machen. Sie ist eine ‚liminale‘ Wissenschaft, eine Wissenschaft an der Grenze, die sich dadurch auszeichnet, dass sie die Grenze auch überschreitet, Neues wagt. Und: Theologie wird daher immer vielstimmig und in dieser Vielstimmigkeit irritierend offen und uneindeutig sein müssen. Das alles ist ohne die Fähigkeit zum heilsamen Widerspruch, verbunden mit dem Streit um die bessere Lösung, nicht denkbar. Nur im offenen Austausch der Argumente, im gegenseitigen Sich-in-Frage-Stellen gewinnt die mögliche ‚Rivalität‘ um die bessere Annäherung an Wahrheit eine Dynamik, die produktiv und nicht destruktiv ist, entwickelt sich eine ‚Streitkultur‘, die die Behauptung des ‚Bessereins‘ gegenseitig ernst nimmt und auch für die Frage der Pluralität konstruktiv umsetzt. Beides zusammen – ‚im Fluss‘ zu sein und um das bessere Argument zu streiten –, setzt indes eines voraus: Freiheit. Jenseits dieser notwendigen Freiheit, auch und gerade als Freiheit der Wissenschaft ist Theologie heute nicht zu haben. Das ist die vierte Grundtugend.

Für alle vier Grundtugenden stehst Du, lieber Urs, und dafür steht auch das Institut für Ökumenische und Interreligiöse Forschung, das Dir dafür in Lehre und Forschung Heimstatt geboten hat. Die von Dir mitorganisierten Ringvorlesungen im Studium Generale (ich möchte sie schon fast ‚legendär‘ nennen), um Theologie im Gespräch zu halten, im Gespräch mit Naturwissenschaften, mit Human-, Sozial- und Politikwissenschaften legen ein beredtes Zeugnis für diese Tugenden ab. Das wollen wir heute in Erinnerung rufen und haben daher zwei Deiner Weggefährten, Herrn Kollegen Muether, Astrophysiker und ehemaliger Prorektor und Herrn Kollegen Klosinski, Kinder- und Jugendpsychiater gebeten, noch einmal mit Dir ‚in den Ring zu steigen‘, d.h. das Gespräch zu suchen.

Man kann Theologie nicht betreiben ohne im Gespräch zu sein. Als wir vor vier Jahren unser 200jähriges Fakultätsjubiläum gefeiert haben, geschah das unter dem Motto ‚Nicht ohne die Anderen‘, um damit die interdisziplinäre Vernetzung unseres Theologietreibens deutlich werden zu lassen. Jetzt nimmt mit dem fast fertigen Neubau des Zentrums für Islamische Theologie und des Instituts für Ökumenische und Interreligiöse Forschung der ‚Campus der Theologie‘ Gestalt an. Dieser neue ‚Raum‘ – in einem doppelten Sinne – für den interreligiösen und interkulturellen Austausch und das interdisziplinäre Gespräch muss und wird mit Leben gefüllt werden. Hier werden sich alle drei theologische Institutionen – die katholische und die evangelische Fakultät und das Zentrum für Islamische Theologie, zusammen mit jüdischen, und vielleicht auch orthodoxen Kolleg*innen – den, eben skizzierten Herausforderungen gemeinsam stellen und hoffentlich auch die genannten Tugenden teilen.

Und wenn wir das mit der gleichen Kompetenz, dem gleichen Elan und dem gleichen Engagement tun, wie Du es getan hast, lieber Urs, dann braucht es uns um die Zukunft der Theologie und die Zukunft des Instituts nicht Bange sein. Für dieses Vorbild wollen wir Dir, lieber Urs, mit dieser Veranstaltung danken. Und Ihnen allen wünsche ich nun einen unterhaltsamen und erkenntnisreichen Nachmittag.

ⁱ Ludger Verst, Besprechung zum Buch von Erik Flügge, Jargon der Betroffenheit: <http://www.feinschwarz.net/credo-ergo-wortdurchfall/>; Abruf 15.6.22

ⁱⁱ Vgl. Johann Baptist Metz, Memoria passionis, Ein provozierendes Gedächtnis in pluralistischer Gesellschaft, Freiburg ⁴2011, 115.

ⁱⁱⁱ Ebd.